

Interview des Monats

Als «humanitärer Söldner» quer durch die Dritte Welt

Franz Stadelmann ist Ethnologe, Entwicklungshelfer, zudem arbeitete er als Fernfahrer, Journalist und Buchautor. Er ist da, wo das Leben Geschichte schreibt – Negativgeschichte. Ein Leben, das sich im Alltag so grundsätzlich von den meisten hier im Land unterscheidet.

Sie sind erst vor kurzem aus dem Erdbebengebiet Haiti zurückgekommen. Ja, mit einer Krankheit im Koffer.

Was für einer?

Selbst die Tropenärzte hier in Basel haben sie nicht identifizieren können. So etwas hatten sie bisher noch nie. Es war irgendein Tropenvirus, wie es ja viele gibt.

Wie geht es Ihnen heute?

Am Anfang befand ich mich in einem üblen Zustand. Mein Körper gehorchte mir nicht mehr. Ich lag flach, hatte Fieber und wahnsinnige Gelenkschmerzen, die mich fast zerrissen.

Sie sind Entwicklungshelfer?

Dem kann man auch so sagen.

Wie nennen Sie sich?

Ich betrachte mich als humanitären Söldner.

Warum das?

Ich bin mal da, mal dort im Einsatz und dies für die verschiedensten Hilfsorganisationen.

Für wen arbeiten Sie?

Für die DEZA, das Katastrophenhilfecorps, die UNO, die Caritas, das Rote Kreuz und viele andere mehr.

Warum das?

Ich wollte nie in einer Hilfsorganisation Karriere machen, ich wollte nie immer nur am Schreibtisch sitzen. Ich wollte direkt vor Ort sein können, mitanpacken, organisieren und strukturieren. Land und Leute spüren und erleben, das war – und ist mir noch immer – sehr wichtig. Haiti beispielsweise ist ein schwieriges Land, politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich. Entsprechend anspruchsvoll ist die Arbeit auch für die Katastrophenhelfer vor Ort. Solche Länder, solche Aufgaben faszinieren mich.



Franz Stadelmann

Wie wird man «humanitärer Söldner»?

Kann man das werden? Ich denke, das hat sich aus meiner Lebensgeschichte ergeben.

Wie hat die begonnen?

Meine ersten Erfahrungen im Ausland hatte ich als Lastwagenfahrer im Orient. Damals war ich knapp zwanzig.

Sie wollten von Anfang an das Abenteuer spüren?

Vielleicht. Doch am besten, ich erzähle mal, wie alles begann: Ich bin im Luzernerland aufgewachsen und studierte anschliessend in Basel Ethnologie. Mein Vater hatte ein kleines Transportunternehmen. So war ich von klein auf mit Lastwagen vertraut. Während den Semesterferien arbeitete ich als Fernfahrer. Dadurch finanzierte ich mir auch mein Studium. Klar war es auch eine Herausforderung, allein mit einem Lastwagen im Orient unterwegs zu sein, fernab von Zivilisation und gut ausgebauten Strassen. Auch Handys gab es zu jener Zeit noch nicht.

Fernfahren ist gefährlich.

Ja, das war es und ist es in verschiedenen Gebieten bis heute.

Welche Strecken fuhren Sie?

Damals in den 70er und 80er Jahren war ich mit dem Sattelschlepper nach Teheran unterwegs, nach Bagdad, Kuwait und bis nach Saudi Arabien. Diese Fahrten haben mich wahnsinnig beeindruckt. Eine Tour dauerte im Schnitt drei Wochen und war 10 000 bis 15 000 km lang. Damals hatte man auf der Orientroute noch das Gefühl «König der Landstrasse» zu sein.

Ethnologie in praktischer Form?

So kann man dem auch sagen. Ich lernte enorm viel.

Zum Beispiel?

Den Umgang mit der Polizei, mit der Zollbehörde, vor allem aber den Umgang mit Bestechung und Kriminalität. Die Korruption war auf dieser Route immer ein grosses Thema.

In Europa waren Sie nie unterwegs?

Doch schon, aber eher wenig. Der Orient war meine bevorzugte Route. Zeitweise transportierte ich auch Medikamente und Hilfsgüter in den Nahen Osten und so kam ich erstmals auch in Kontakt mit der Humanitären Hilfe.

Hatten Sie nie Angst?

Doch natürlich. Die Angst fuhr immer mit. Auf einer Tour in den Libanon wurde auch auf mich geschossen. Zum Glück hat der Schütze nicht getroffen. Mit 28 Jahren schloss ich mein Studium ab und 1986 fuhr ich meinen letzten Orienttransport.

Hängten Sie die Fernfahrerei an den berühmten Nagel?

Nur die Fahrten in den Orient, aber auch dies unfreiwillig. Die Schweizer Lastwagen wurden für Orienttransporte damals einfach zu teuer. Mehr und mehr waren es Einheimische, die die Güter aus dem Westen mit ihren eigenen Lastwagen holten, zu einem ganz anderen, viel tieferen Preis natürlich. Damit schloss sich für die Schweizer Transportgeschichte ein



Franz Stadelmann 1978 im Iran.

ganz wichtiges und wohl eines der eindrücklichsten Kapitel. Später habe ich darüber ein Buch geschrieben. Die Erlebnisse und Begebenheiten* festgehalten.

Eine Art Tagebuch?

Nein, in Form eines Romans. Eingepackt in eine Story. Die Geschichte ist fiktiv, die Orte der Handlungen aber stimmen haargenau. Andere Fernfahrer, die das Buch gelesen haben, bestätigten mir: Ja, genau so sei es gewesen.

Und für Sie, wie ging Ihr Weg weiter?

Für mich öffnete sich ein neues Kapitel. Zu Zweit bereisten wir mit einem VW-Bus ein- einhalb Jahre lang Afrika. 50 000 Kilometer nahmen wir unter die Räder, reisten von Tunesien nach Algerien, quer durch die Sahara nach Westafrika, durchquerten den Kongo und dann weiter bis nach Südafrika und Namibia. Eine Route, die heute wegen Kriegen und Konflikten nicht mehr befahrbar ist. Während dieser Zeit war ich journalistisch tätig, schrieb Artikel über Land und Leute. Das alles war ja noch im Zeitalter der Schreibmaschine. Heute klingt es umständlich und exotisch, aber damals war es gang und gäbe, dass die Diafilme per Post in die Schweiz versandt wurden, die Texte ebenso. Die Antwort kam dann postlagernd viele Wochen später. Ich bin vor allem stolz darauf, dass es uns gelungen ist, Afrika zu bereisen, ohne dass wir Korruptionsgelder bezahlen mussten.

Wurden Sie nie damit konfrontiert?

Doch schon, sehr oft sogar, aber irgendwie schafften wir es immer, uns aus dieser Situation zu befreien. In Afrika gilt oft: man muss Zeit haben und reden. Das löst viele Probleme.

Wie?

Einzig und allein mit Verhandlungsgeschick. Ich spürte schon während meinen Lastwagenfahrten in den Orient, dass ich brenzlige Situationen äusserst gelassen angehen konnte. Je gefährlicher die Situation wurde, umso ruhiger wurde ich. Für mich war jeweils klar, wenn ich unter Druck kam, dass ich bis zum Schluss zu verhandeln versuchte und vor allem den Kontakt zu meinem Gegenüber nie abbrechen liess. Denn Kontakt haben war die Möglichkeit, das Problem zu lösen. Ist der Kontakt einmal abgebrochen, dann ist man der Situation ausgeliefert. In Nigeria musste ich einmal zusehen, wie ein Soldat genüss-



Franz Stadelmann als Entwicklungshelfer in Afrika. Hier vor den Victoriafällen in Zimbabwe.

Buchbestellung «Dieselstrasse»

Der Roman Dieselstrasse erschien 1985 und erzählt die Geschichte einer Orienttour. Im November 2008 ist der Roman nun erneut erschienen und kann bei jeder Buchhandlung anhand der ISBN-Nummer bestellt werden.

Dieselstrasse von Franz Stadelmann, ISBN: 978-3-033-01816-7.

Das Buch kann auch direkt beim Autor bezogen werden:

www.orienttransport.ch

franz.stadelmann@gmx.net



lich eine Patrone ins Magazin steckte mit den Worten: «Mit dieser Patrone erschiesse ich dich.» Das war ein äusserst unangenehmer Moment.

Warum haben Sie Afrika bereist? Was haben Sie da gesucht?

Mein ganzes Studium war auf diesen Kontinent ausgerichtet. Im Nebenfach belegte ich übrigens Geographie. Und es war mein grösster Wunsch, Afrika in Ruhe und mit viel Zeit bereisen zu können, das Land anzuschauen und die Freuden und Leiden der Menschen spüren. Ich wollte Afrika in allen Facetten kennen lernen.

Und zurück in der Schweiz?

War ich journalistisch tätig. Ab und zu war ich auch als Lastwagenfahrer in Europa unterwegs. Ja, und dann wollte ich zurück nach Afrika, wollte in der Entwicklungshilfe tätig werden. Da bot mir die DEZA einen Job in Madagaskar an.

Lotty Wohlwend

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe.

Lesen Sie dann, wie Madagaskar sein Leben veränderte. Was Priori für eine Rolle spielt und weshalb Franz Stadelmann die Welt aus dem Schaufenster des Loeb in Bern betrachtet hat.

Interview des Monats

Am Puls der Zeit – Franz Stadelmann

Franz Stadelmann ist Ethnologe, Entwicklungshelfer, arbeitete als Fernfahrer, Journalist und Buchautor. Er ist da, wo das Leben Geschichte schreibt – Negativgeschichte. Ein Leben, das sich im Alltag so grundsätzlich von den meisten hier im Land unterscheidet (Teil 2).

Was bisher geschah:

Er studierte in Basel Ethnologie, arbeitete während der Semesterferien als Fernfahrer zumeist auf der Orientroute. Nach Beendigung seines Studiums bereiste er während 18 Monaten Afrika und lernte Land und Leute kennen. Immer mehr kristallisierte sich für ihn heraus, dass er künftig in der Entwicklungshilfe tätig sein wollte. Da bot ihm die DEZA einen Job in Madagaskar an.

Wie wurden Sie eingesetzt?

Im Bereich der Logistik. Das Gesundheitsministerium in Madagaskar hatte unter anderem die Aufgabe, Medikamente zu importieren und an alle Spitäler und «poste sanitaires» im ganzen Land zu verteilen. Ein Unterfangen, das nur sehr schlecht, an einigen Orten überhaupt nicht funktionierte. Ganze Landstriche blieben unterversorgt. Meine Aufgabe war, diese Versorgung auf neue Beine zu stellen.

Wann war das?

Das war vor 22 Jahren, also ab 1988. Man muss in diesem Zusammenhang wissen, dass der Staat Madagaskar ein Gesundheitswesen aufgebaut hatte, das für die Bevölkerung gratis war. Eigentlich ein sehr sozialer Grundgedanke. So hatten auch die Ärmsten die Möglichkeit, medizinische Hilfe zu erhalten. Der Haken an der Geschichte war nur, dass der Staat sich diese Form von Gesundheitswesen gar nicht leisten konnte. Es fehlte überall an Geld. So gab es grosse Lücken im Versorgungsnetz.

Und hier wurden Sie eingesetzt?

Ja. Es gab Verbesserungspotential auf vielen Ebenen. Also beim Einkauf und Import, bei der Lagerhaltung und bei der Verteillogistik.

Aber wie beginnt man ein Projekt, dass von vornherein zu scheitern droht, weil kein Geld da ist?



Franz Stadelmann 2005 in Botswana.

Indem man vermehrt auf Hilfe zur Selbsthilfe setzt. Wir begannen vor Ort so genannte Dorfapotheken aufzubauen und versuchten der Bevölkerung zu zeigen, dass sie in ihrem Dorf vieles auch selbst in die Hand nehmen konnte. Wir versuchten wegzukommen vom Zentralismus des Staates. In den Dörfern wurden Genossenschaften gegründet und die Bevölkerung zahlte einen Betrag ein, ähnlich einer Versicherung. Mit dem Kapital wurden Medikamente und Pflegemittel eingekauft, wobei wir damals schon aus Kostengründen Generika bevorzugten. Sämtliche Produkte wurden zum Einstandspreis abgegeben und direkt ausgeliefert. So wurde auch der massiven Korruption – ein weiteres Problem, weshalb die medizinische Grundversorgung nie funktionieren konnte – der Nährboden entzogen. Das System war in allen Dorfgemeinschaften gleich aufgebaut: 46 Produkte waren im Angebot, davon 39 Medikamente sowie

Verbandsmaterial und Spritzen. Mit diesem System konnte man zwar nur die allerwichtigsten Krankheiten bekämpfen. Aber das war schon sehr viel.

Worunter litt die Bevölkerung?

Vor allem an Malaria und die Kinder an Würmern. Dann aber auch an einer Infektionskrankheit namens Bilharziose. Das sind ebenfalls Würmer, die in stehendem Wasser in den Körper eindringen.

Wie muss man sich das vorstellen?

Zum Beispiel auf den Reisfeldern. Die Menschen stehen stundenlang im Wasser, um Reis zu pflanzen. Die Würmer suchen sich durch die Haut der Füsse einen Weg ins Körperinnere.

Durch die Haut?

Ja, durch die Haut. Bilharziose ist bis heute eine weitverbreitete Krankheit in Madagaskar. Wer davon befallen ist und nichts dagegen unternimmt, läuft Gefahr, dass der Körper innerlich von den Parasiten buchstäblich zerfressen wird.

War Ihr Projekt erfolgreich?

Ja, würde ich schon sagen. Diese dörflichen Sanitätsposten gibt es bis heute, in etwas abgewandelter Form. Die Idee der Eigenversorgung und Eigenverantwortlichkeit hat sich gehalten.

Und was kam dann?

Ich wurde dann Vizekoordinator aller DEZA-Projekte in Madagaskar und speziell zuständig für Katastrophenhilfe, soziale Aktionen und Wasserbauprojekte. Unwetter und Katastrophen gab und gibt es immer viele. Während jene Jahre gab es zum Beispiel einen schweren Zyklon, der ein grosses Gebiet verwüstete.

Wie reagierten Sie auf diesen Wirbelsturm?

Um der Bevölkerung zu helfen, schickten wir nicht einfach japanische Baumaschinen gespiesen mit arabischem Öl ins Katastrophengebiet, sondern strebten, ähnlich dem vorherigen Beispiel «Hilfe zur Selbsthilfe» an. Der Zyklon verwüstete Felder, Dämme und Kanäle, kurzum das Wasserversorgungssystem.



Im Schaufenster des Loeb in Bern – eine spannende Erfahrung für Franz Stadelmann wie auch für die Passanten.

Die Bauern konnten die Felder nicht mehr bestellen, sie waren arbeitslos und verzweifelt. Wir aktivierten die Mithilfe der Bauern und setzten auf ihre Muskelkraft. Mit unserer Hilfe begannen sie die Dämme zu reparieren und wir bezahlten die Bauern für diese Arbeit, damit sie und ihre Familien nicht hungerten. Wir bezahlten die Bauern zu 60% mit Mais und Reis und zu 40 % in Form von Geld. Der Vorteil: Die Leute blieben im Ort, es gab keine Flüchtlinge und sie lernten, wie sie ihre Dämme selber reparieren konnten.

Wie viele waren damals davon betroffen?

Betroffen waren weit über 20 000 Menschen. Auf unseren Baustellen arbeiteten jeden Tag 2500 Personen. Diese Hilfe hat die Region gerettet.

Und heute?

Heute wird dort wieder Reis angebaut. Die Bevölkerung ist geblieben und ist nicht, wie so oft in solchen Fällen, in die Städte abgewandert, um sich als ungebildete Arbeitskräfte zu verdingen. Für eine ganze Weile blieben auch Wasserbauten, Brunnen, Trinkwasser grosse Themen in meiner Arbeit in Madagaskar. Denn mit dem Zugang zu sauberem Trinkwasser kann eine Vielzahl von Krankheiten ausgemerzt werden.

Was haben Sie gebaut?

In Zusammenarbeit mit lokalen Partnerorganisationen wurden Ziehbrunnen in den trockenen Regionen des Südens gebaut, aber auch Systeme mit Wasserspeichern auf kleinen Hügeln. Madagaskar war vor 20 Jahren ein Schwerpunktland der Schweizer Entwicklungszusammen-

arbeit, es gab sehr viele und sehr sinnvolle Projekte. Die Schweiz hatte und geniesst heute noch einen sehr guten Ruf auf der Insel im Indischen Ozean. Doch vor zehn Jahren wurde praktisch das gesamte DEZA-Programm auf fast Null runtergefahren. Leider.

Warum das?

Die Schweiz baute damals in Madagaskar viele Verbindungsstrassen, ein ebenso wichtiger Faktor für die Entwicklung des Landes. Doch dann wurde 1997 der Leiter des Strassenbauprojektes, der Urner Ingenieur Walter Arnold, unter dubiosen Umständen ermordet. Danach zog sich die DEZA sofort aus dem Land zurück. Einzelne Projekte wurden zwar über andere Organisationen weiter finanziert, doch auch das wird in Kürze gestoppt werden. Statt diesen Mordfall zu klären, macht sich die Schweiz aus dem Staub und dies in einem Land, wo die Hilfe der Schweiz wirklich einen Unterschied bewirkt hat und weiterhin bewirken könnte.

Und Sie, blieben Sie weiterhin im Land?

Zu jenem Zeitpunkt war ich schon lange von der DEZA weg. Für mich hatte sich bereits ein neues Kapitel eröffnet. Am 31. Oktober 2003 hatte ich in Madagaskar meinen letzten DEZA-Arbeitstag. Ich bestieg am Abend das Flugzeug Richtung Schweiz und sass am nächsten Morgen bereits im Schaufenster des Warenhauses Loeb in Bern!

Wo sassen Sie? In einem Schaufenster?

Ja, ich wollte die Schweiz und ihre Menschen einmal aus einem Schaufenster heraus beobachten. Ich war ja in jenen Jahren nur sehr

selten in der Schweiz, und wenn ich da war, empfand ich die Menschen als trist, dunkel gekleidet und depressiv.

Wie lange blieben Sie im Schaufenster?

Zehn Tage.

Tag und Nacht?

Ja, ich hielt mich darin auf, ass da und schlief auch im Schaufenster. WC und Dusche hingegen waren diskret im Hintergrund. Ich bin ja kein Exhibitionist.

Und wie fühlt man sich? Wie ein Affe im Käfig?

Also, die ersten Stunden waren schon etwas seltsam. Doch dieses Gefühl änderte sich sehr schnell. Es war äusserst spannend. Es kam zu sehr guten Begegnungen. Es gab Leute, die Blumen ans Schaufenster hängten oder Zettelchen schrieben. Und ich schrieb ebenso und hängte von innen Zettelchen ans Fenster. Es war ein richtiges Happening. Es gefiel mir so gut, dass ich mich einige Jahre später noch einmal im Loeb ins Schaufenster setzte. Beim ersten Aufenthalt war das Schaufenster verschlossen und da konnte ich nicht direkt mit den Leuten reden. Das wurde beim zweiten Mal geändert. Die Leute konnten nun zu mir ins Schaufenster kommen.

Und dann?

Die Leute stellten Fragen zu Afrika und Madagaskar, zur Entwicklungshilfe. Doch vor allem erzählten sie mir ihre Geschichten. Ich schlüpfte beinahe in die Rolle eines Beichtvaters. Auf der einen Seite hatten die Leute den Schutz der Öffentlichkeit, auf der anderen Seite fühlten sie sich abgeschirmt und geborgen.

Wer besuchte Sie im Schaufenster?

Junge, Alte, Männer, Frauen. Quer durch alle Bevölkerungsschichten.

Sie brauchten dazu im Grunde genommen auch eine gehörige Portion Mut.

Klar. Es gab aber auch Leute, die kamen nur herein um zu sehen, wie sich das anfühlt, in einem Schaufenster zu sitzen. Sie wollten wohl die Welt auch mal aus einem Schaufenster heraus betrachten.

Gab es für Sie nicht auch kritische oder gefährliche Situationen?

Nein, nicht ein einziges Mal. Vis-à-vis beim Bahnhof sassen zwar sehr viele Drögel und Betrunkene herum, aber sie blieben in ihrer eigenen Welt.

Und nachts?

Meist schrieb ich für mich noch eine Weile am Computer. Internet gab es damals noch nicht.

Dann legte ich mich ins Bett. Geschlafen habe ich aber hinter einem Vorhang.

Im Schaufenster?

Selbstverständlich. Ich war immer präsent.

Wie war das?

Zum Teil auch sehr streng. Ich war abends oft erschöpft und müde. Die Leute erzählten von ihrem Schicksal, das mir sehr oft an die Nieren ging. Ich bin in solchen Belangen nicht so abgehärtet.

Und wie war Ihr Urteil über die tristen Schweizer draussen auf der Strasse?

Nun eben, dass die Schweiz gar nicht so trist ist, wie ich dachte. Die Leute sind zwar sehr angespannt und in ein Programm eingebunden. Aber sie nehmen sich auch Raum und Zeit, um zu sein. Viele kamen vor dem Schaufenster enorm aus sich heraus. Es gab viele sehr lustige und schöne Momente. Ich habe Farbe hinter dem Schwarz der Kleidung entdeckt.

Wer beobachtete wen?

Ja, das war oft die Frage. In keinem Fall aber kam ich mir als Affe im Zoo vor. Eine Journalistin aus China regte an, so etwas in Peking zu machen. Ich schlug dies also der Schweiz Tourismus vor und anbot mich als Freiwilliger. Doch ich erhielt nicht einmal eine Antwort.

Sie haben im Schaufenster auch geschrieben.

Ja, die Grundidee wäre ein Buch gewesen. Aber ehrlicherweise muss ich sagen, dass der Text seit damals immer noch im Rohentwurf im Computer gespeichert ist. Immer wieder kommen andere Projekte dazwischen, die dieses Vorhaben verzögern. Und irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich zwar insgesamt drei-



Tansania 2005 – von Behörde zu Behörde, von Stempel zu Stempel.

mal, aber noch nicht das letzte Mal im Schaufenster war.

Was kam nach Ihrer Schaufenster-Episode?

Ich reiste wieder nach Madagaskar und gründete in Antananarivo meine eigene Firma namens Priori – und dies ohne Businessplan und Fremdkapital. Ich hatte einfach die Idee und setzte sie um. Und es klappte. Doch zuvor nahm ich ein fast einjähriges Spiessrutenlaufen in Kauf, von Behörde zu Behörde, von Stempel zu Stempel, bis Priori als madagassische Firma arbeiten durfte.

Was war die Geschäftsidee von Priori?

Priori ist einerseits ein Reiseunternehmen, das

die Licht- und auch die Schattenseiten Madagaskars zeigen möchte. Andererseits führt Priori Projekte aller Art durch, oft im sozialen Bereich. Priori funktioniert nach marktwirtschaftlichen Regeln, aber mit sozialem Engagement. Eine «Firma mit Herz» würde ich sagen. Während der Zeit der Firmengründung (1994) wurde Madagaskar erneut von einem Zyklon heimgesucht. Ich leitete in der Folge für UNICEF das Projekt «Volksküche für Kinder». Einheimische Frauen kochten Essen für Kinder. Der Grund war, dass mit der Abgabe von Nahrungsmitteln an die Bevölkerung nie wirklich sicher war, dass das Essen auch im Bauch der Kinder landete. Auch Mütter verkauften die Hilfsgüter, also beispielsweise Reis und Bohnen, gleich weiter, um an Geld zu kommen. In der betroffenen Zone bauten wir sechzehn Volksküchen auf und garantierten damit, dass der Reis auch wirklich zu den betroffenen Kindern gelangte, denn die Kinder assen ihre Rationen gleich vor Ort. Ich war in diesem Projekt der einzige Weisse und das war gut so.

Lotty Wohlwend



Katastrophenhilfe heisst sich einen Weg durch unwegsames Gelände und zivile Strukturen zu bahnen.

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe.

Lesen Sie, warum in der Firma Priori nur Frauen eingestellt wurden. Warum Franz Stadelmanns Baumpflanzungen Licht am Horizont bedeuten, aber auch, was die Piraten-Mamma zu erzählen hat.

Interview des Monats

Am Puls der Zeit – Franz Stadelmann

Franz Stadelmann ist Ethnologe, Entwicklungshelfer, arbeitete als Fernfahrer, Journalist und Buchautor. Er ist da, wo das Leben Geschichte schreibt – Negativgeschichte. Ein Leben, das sich im Alltag so grundsätzlich von den meisten im Land unterscheidet (Teil 3).

Was bisher geschah:

Der studierte Ethnologe und Fernfahrer aus Leidenschaft, Franz Stadelmann, war – und ist es noch – weltweit für verschiedene Entwicklungs- und Katastrophenhilfsorganisationen unterwegs. Vor allem verschlug es ihn immer wieder nach Madagaskar, wo er nach Naturkatastrophen Aufbauarbeit betrieb. Eines Tages setzte er sich im Berner Warenhaus Loeb ins Schaufenster. Er wollte die Menschen in seiner Heimat betrachten, diese dunkel gekleideten Gestalten, die emsig ihrer Arbeit nachgingen. Was er nie erwartet hatte: Die Passanten freuten sich über den Mann im «Glashaus», winkten, grüssten, klebten kleine Briefe ans Schaufenster, oder gingen spontan hinein und setzten sich zu ihm. Die Schweiz war also doch nicht so grau und trist, wie es ihm schien. Zurück in Madagaskar, reifte sein für ihn vielleicht wichtigstes Projekt: Er gründete die Firma «Priori», ohne Businessplan und Fremdkapital, dafür mit einem einjährigen Spiessrutenlaufen quer durch die Instanzen der Behörden. Und es klappte:

Was ist die Geschäftsidee von «Priori»?

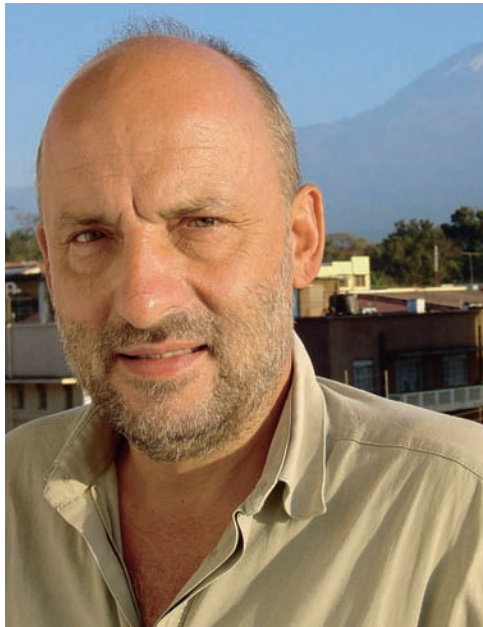
Die 1994 gegründete Priori ist eine GmbH madagassischem Rechts. Es ist ein Managementunternehmen und ein Reisebüro. Zudem startet und begleitet Priori Projekte, oft im sozialen Bereich. Der Qualitätsanspruch von Priori ist sehr hoch. Unseren Slogan «Swiss made in Madagascar» nehmen wir ernst. Dabei müssen wir dauernd den Spagat zwischen der Zuverlässigkeit des Nordens und der Lebensfreude des Südens schaffen. Im Kern ist Priori eine Firma mit einem grossen sozialen Herz.

Wie viele Mitarbeiter haben Sie?

Priori beschäftigt sieben Frauen.

Frauen?

Ja, ich habe ganz bewusst nur Frauen ins Unternehmen eingebunden. Dazu muss man



Franz Stadelmann ist ein Mann, der bewegt und umsetzt. Ziele, Pläne und Wünsche sind da, dass sie verwirklicht werden, auf welchem Weg auch immer, er realisiert sie, zum Beispiel «Priori».

wissen, wie Afrika funktioniert. Viele Ämter im Land werden unter der Hand vergeben. «Vitamin B» ist wichtig, vor allem in der Männerwelt. Entsprechend wenig motiviert sind viele Amtsträger am Werk. Sie sitzen einfach ihre Zeit ab. Ganz anders die afrikanischen Frauen! Sie sind engagiert, ehrlich und haben auch Freude an der Arbeit.

Es sind oftmals die madagassischen Frauen, die ihre Familien durchbringen. Sie haben ein ausgeprägtes soziales Bewusstsein und verjuben den Lohn nicht mit Alkohol. Sie teilen das Geld ein. Wir beschäftigen auch temporäre Leute. Über das Jahr verteilt gibt Priori rund zwanzig Personen eine permanente Arbeit. Das heisst, zwanzig Familien leben von Priori.

Wie arbeitet man bei Priori?

Als Reiseunternehmen organisieren wir Touren vor allem für deutschsprachige Leute, die das Land, die Leute, die Kultur und die Natur von Madagaskar entdecken wollen. Wir bieten Trekkings, Radtouren, aber auch Kultur- und Naturreisen an. Ökologisches Reisen ist Priori dabei sehr wichtig, natürlich auch die Zufriedenheit der Reisenden und der Bereisten. Dabei ist das Unternehmen nicht um jeden Preis gewinnorientiert.

Sondern?

Sozial engagiert.

Wichtig ist, dass die Einheimischen durch Priori ein Einkommen haben und dass die Wertschöpfung in Madagaskar bleibt. Zudem sind mit Priori weitere soziale Kontakte verknüpft. So unterstützt Priori unter anderem ein Taubstummenheim.

Wie das?

Mit kreativen Ideen. In Basel lebt beispielsweise ein guter Freund, der Wein aus Spanien importiert. Letzte Weihnachten verzichtete er auf seinen Gewinn und spendete pro sechs Flaschen Wein fünfzig Franken an das Heim. So kam eine hübsche Summe zusammen.

Oder aber: madagassisches Geld umzutauschen ist schwierig, viele Reisende haben daher am Schluss ihrer Reise den Wunsch, mit dem übrig gebliebenen Geld etwas Gutes zu tun und wir zeigen ihnen wie und wo. Wir bringen sie zu den Bedürftigen, wo die Leute ihr Geld von Hand zu Hand direkt übergeben können.

Wir zeigen, wie man wirksam und direkt vor Ort Hilfe leisten kann. Das spezielle dabei ist, dass die Reisenden konkret sehen, wie und wo ihr Geld eingesetzt wird. Aus den Kontakten ergeben sich nicht selten Freundschaften.

Wie werden die Leute auf Priori aufmerksam?

Priori hat eine Homepage, doch zumeist ist es Mund-zu-Mund-Propaganda. Ich schätze, dass die Priori-Homepage die informativste Seite im deutschsprachigen Raum über Madagaskar ist.

Das heisst, ich kann auf der Homepage eine Reise buchen?

Nein, ganz so einfach geht es nicht, dafür sehr viel persönlicher. Bei Priori kann man eine Reise nicht einfach anklicken und buchen. Die Anfragen gehen per E-Mails direkt nach Madagaskar und werden von dort aus von den Priori-Mitarbeiterinnen beantwortet, und dies in sehr gutem Deutsch. Die Reise wird dann individuell nach den Wünschen und den Bedürfnissen des Kunden zusammengestellt. Wir sehen uns dabei nicht nur als Organisatoren, sondern auch als Katalysator, denn wir harmonisieren das Wünschbare mit dem Machbaren. Denn Madagaskar ist immer noch kein – logistisch gesehen – leichtes Reiseland. Dafür aber ein höchst interessantes.

Was kann man sehen?

Madagaskar hat weit mehr zu bieten als Lemuren und Baobabs. Die Priori-Mitarbeiterinnen machen Vorschläge: Natur, Kultur. Sie bauen aber immer auch beispielsweise einen Besuch bei einer Schule mitten im Busch ein. Dort sehen die BesucherInnen dann mit eigenen Augen, wie Kinder ohne Schulmaterial unterrichtet werden und wie die Schulgebäude aussehen. Andere wollen Land und Leute auf eigene Faust entdecken, hier bieten wir unser «sanft landen», also Abholen am Flughafen bei Ankunft und erste Hotelübernachtung. Das ist quasi ankommen im fremden Land und trotzdem Freunde vor Ort zu haben.

Wer zudem den Flug direkt über Priori bucht, tut auch etwas für die Umwelt.

Wie und in welcher Form?

Wir pflanzen pro Fluggast und in dessen Namen fünf Bäume auf dem Hochland von Madagaskar – einer Region, die stark von Erosionen betroffen ist. Wer Lust hat, kann seine fünf Bäume auch besuchen.

Was pflanzen Sie?

Für die Region typische Hochlandbäume, die in den letzten Jahrzehnten immer seltener geworden sind, weil sie weniger schnell wachsen als zum Beispiel Eukalyptus. Die Dorfbevölkerung ist beim Einpflanzen der Bäume dabei, sie pflegt die Baumkulturen und nutzt das Holz. Die Bäume werden somit gemeinschaftlich unterhalten und genutzt.

WWF macht auch solche Baumpflanzungen.

Ja, was ich dabei bedauere ist, dass man nie genau weiss, wo die Bäume stehen. Wir haben in unserem Beispiel eine direkte win-win-Solution. Priori verzichtet bei der Flugbuchung auf die sonst übliche Gewinnmarge. Damit werden die Bäume gepflanzt. Die Dorfbe-



Volle Fahrt voraus! Könnte Franz Stadelmann sein Leben noch einmal beginnen, würde er alles genauso haben wollen, wie es war, nur noch eine Spur intensiver.

völkerung hilft mit und darf später das Holz nutzen, für den Bau eines Schulhauses zum Beispiel. Und der Natur tun die Baumpflanzungen auch gut. Die Fluggäste sind die virtuellen -, die Dorfgemeinschaft die realen Besitzer. Priori ist Katalysator.

Priori ist sehr engagiert.

Ja, sehr. Da Priori alles allein erwirtschaften muss, sollte unter dem Strich einfach Plus stehen. Wieviel das ist, ist sekundär. Wichtig ist, dass die ethische und soziale Seite stimmt. Gewinnmaximierung um jeden Preis gehört nicht zum Repertoire von PRIORI.

Priori hat übrigens auch ein eigenes Piratenmuseum eröffnet, das einzige in Madagaskar.

Zur Geschichte nur soviel: Vor rund dreihundert Jahren wurden die letzten Karibikpiraten vertrieben, ein Teil davon setzte sich damals nach Madagaskar ab. Das Museum erklärt die Hintergründe bis hin zum bekannten Lied: «wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord.»

Vor rund zwei Jahren nahm ich mich dem Thema Piraten an und baute das Museum auf.

Wo steht es?

In Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars. Also leider nicht direkt am Meer.

Dank dem Museum ist auch eine Arbeitsstelle entstanden. Unsere Museumsführerin, Nirina, spricht fließend englisch, deutsch und französisch. Man nennt sie inzwischen auch «Madame Pirate».

Leider hat Madagaskar keine eigentliche

Museumskultur. Zwar besuchen Lehrer und Schulklassen das Museum, doch es sind vor allem Touristen, die Interesse zeigen. Das Museum leistet einen Beitrag zur Geschichte Madagaskars und je länger je mehr «verirren» sich zum Glück auch Einheimische ins Museum.

Was tun Sie heute?

Von 1994 bis 2000 habe ich permanent für Priori gearbeitet und die Firma aufgebaut. Nun ist das Kind «flügge» geworden. Der Grossteil der Arbeit und Verantwortung liegt nun in den Händen meiner madagassischen Mitarbeiterinnen.

Eigentlich zufällig kam ich wieder zu Hilfseinsätzen. Als es im Jahr 2000 in Mozambique schwere Überschwemmungen gab, fragte mich Caritas Schweiz, ob ich hinreisen und die Situation evaluieren könnte.

Und?

Ich reiste hin, machte eine Bestandsaufnahme und reiste zurück in der Annahme, dass die Arbeit für mich damit beendet sei.

Doch Caritas bat mich, die Hilfsprojekte selber gleich in die Wege zu leiten. Während meiner Zeit in Mozambique spürte ich erstmals, dass mein «Baby Priori» mich gar nicht mehr so fest brauchte, dass es selbstständig geworden war und so konnte ich loslassen. Ich blieb daraufhin über ein Jahr in Mozambique. Die Situation dort war verheerend. Die Flüchtlinge hatten sich vor dem Wasser auf kleine Hügel gerettet. Sie hatten alles verloren, Häuser, Besitz und Ernte.

Ich organisierte also Flüchtlingscamps. Die Menschen brauchten Schutz vor Regen und

Kälte. Sie brauchten Nahrung und vor allem sauberes Trinkwasser, aber auch medizinische Versorgung.

Die Hungersnot war gross und machte ein riesiges Nahrungsbeschaffungsprojekt notwendig. Hunderte von Tonnen Mais mussten beschafft und transportiert werden.

Wo haben Sie dies eingekauft?

Nur wenige hundert Kilometer von der Hungerzone entfernt. Es ist oft so, dass das Material oder die Nahrung im eigenen Land vorhanden ist, doch die Afrikaner schaffen es oftmals einfach nicht, das Material in nützlicher Frist in die Notgebiete zu schaffen. Es ist somit ein logistisches Problem, das wirksame Hilfe vor Ort blockiert. Natürlich spielen die Finanzen dabei immer auch eine Rolle.

Warum das?

Es geht wie immer um Geld. Die Armen, die in Not sind, haben keine Stimme, keine Lobby und damit auch keine Macht. Und der Staat ist oft korrupt, weil er ganz andere Interessen hat.

Geld wird verprasst statt für die eigenen Bürger eingesetzt.

Oft auch können Afrikaner untereinander nicht zusammen arbeiten. Da war beispielsweise eine Brücke weggeschwemmt worden. Ich bin weder Ingenieur noch Brückenbauer, aber ich habe das Projekt mit Hilfe von örtlichen Fachleuten in die Wege geleitet. In Afrika ist die Funktion der Weissen oft nur Vermitteln von Informationen, um Zusammenführen der Kräfte und im Motivieren der Leute, gemeinsam am selben Projekt im Dienst der Öffentlichkeit zu arbeiten.

Allein schaffen sie es vielfach nicht. Know-how und Material sind interessanterweise im Land oft vorhanden, sie müssen nur gebündelt werden. Kurzum: die Brücke wurde gebaut.

Auch wieder die Rolle des Katalysators?

Ja, ganz genau. Mit Diplomatie und Motivation, aber auch mit dem nötigen Kleingeld, kann man sehr viel erreichen.

Nach Mozambique begann ich wieder vermehrt für Hilfseinsätze tätig zu werden, in zu meist politisch schwierigen Ländern wie Burundi, Sudan oder Liberia. Es versteht sich, dass ich mich weiterhin für Priori engagiere und dafür ja auch die Verantwortung trage.

Wie geht es weiter?

In diesem Frühjahr kam ich krank aus dem Erdbebengebiet Haiti zurück. Eine seltsame Tropenkrankheit hat mich monatelang beschäftigt. Nun geht es wieder besser. Mein nächstes Projekt ist, in Basel ein «Madagaskar Haus» zu gründen. Also ein Informationszen-

trum über Madagaskar, wo auch kleine Ausstellungen stattfinden können. Also Kulturaustausch und natürlich Reisezentrum.

Ebenso fühle ich mich in Afrika sehr wohl und werde bestimmt wieder dort arbeiten.

Und die Fernfahrerei? Haben Sie die an den Nagel gehängt?

Nein gar nicht. Vor einiger Zeit fuhr ich mit einem Sattelschlepper Touren nach Schweden, nach Belgien und nach Biarritz. Einfach, um wieder mal das Feeling der Strasse zu erleben. Doch die Fernfahrerei hat sich drastisch geändert in den letzten 20 oder 30 Jahren.

Im Herbst 2009 machte ich zudem eine Reise nach Teheran, auf der alten Lastwagenroute von einst. Ich wollte sehen, was sich da verändert hat.

Und? Hat sich etwas verändert?

Ja, sehr viel sogar. Wir fuhren in den 1970er und 80er Jahren ab Ankara auf so genannten Wellblechpisten, also auf ausgefahrenen Pisten und staubigen Schotterstrassen. Das war einmal. Heute fährt man auch da über breite Asphaltstrassen. Damals gab es weder GPS noch Handy.

Und hier in der Schweiz?

Wenn ich hier bin, lebe ich in einer kleinen Wohnung, einfach und bescheiden, wie damals als Student. Das ist vielleicht auch ein Preis, den man bezahlen muss, wenn man ständig unterwegs ist: Ich habe kein Vereinsleben und nur wenige, aber gute soziale Kontakte.

Viele beneiden mich der vielen Reisen wegen. Andererseits habe ich vieles gesehen, das ich besser nicht hätte sehen sollen. Das Leben hat nebst Sonnenseiten immer auch seine Schattenseiten, und die sind nicht spurlos an mir vorbeibegangen. Vier Bypass-Operationen habe ich mittlerweile hinter mir.

Wie würden Sie leben wollen, wenn Sie heute noch einmal beginnen könnten?

Ich möchte alles noch einmal so haben, vielleicht noch eine Spur intensiver!

Lotty Wohlwend

Mehr zu PRIORI finden Sie auf der Homepage www.priori.ch und über das Madagaskar Haus auf www.madagaskarhaus.ch

Weitere Infos zum Piratenmuseum siehe unter www.piratenmuseum.ch.

Franz Stadelmann kann jederzeit kontaktiert werden unter franz.stadelmann@sunrise.ch

Zitate

Friedrich Hölderlin, deutscher Dichter

Ich glaube, dass die Ungeduld, womit man seinem Ziel zueilt, die Klippe ist, an der gerade oft die besten Menschen scheitern.

Artur Rubinstein, Chopin-Legende

Bei den Damen kommt man mit Chopin viel weiter als mit Mozart.

Papst Benedikt XVI.

Aids ist nicht mit Kondomen zu überwinden; im Gegenteil, das verschlimmert nur das Problem.

Friedrich von Schiller, Dramatiker

Wohl dem, der gelernt hat, zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann.

Pablo Picasso, Kunstmaler

Gäbe es nur eine Wahrheit, könnte man nicht hundert Bilder zum gleichen Thema malen.

George Bernard Shaw, Satiriker

Eines der traurigsten Dinge im Leben ist, dass ein Mensch viele gute Taten tun muss, um zu beweisen, dass er tüchtig ist – aber nur einen Fehler, um zu beweisen, dass er nichts taugt.

Raymond Chandler, berühmter Krimi-Autor

Der Detektiv steht immer neben und über der Geschichte. Deswegen kriegt er das Mädchen nie, heiratet nie, hat nie ein Privatleben, ausser dass er essen und schlafen und einen Platz zum Aufbewahren seiner Kleider haben muss.

Aristoteles, griechischer Philosoph

Wir sollten das Leben verlassen wie ein Bankett: weder durstig noch betrunken.

Ernst Frischknecht, Autor

Der Unterschied zwischen einem Raucher und einem Schachspieler: Der Schachspieler überlegt sich jeden Zug.

Ausgewählt und zusammengestellt:
Arthur Honegger